

Das heiße Eisen – Sacropop

von Josef Friedrich Doppelbauer (1918-1989)

Auf Kirchenmusiktagungen gibt es immer wieder ein Problem, an dem alle hängen bleiben und das die Diskussion beherrscht, auch wenn es nicht auf der Tagesordnung steht: Kirchliche Popmusik, Sacropop, genannt.

Mit dem Namen Sacropop glaubt man eine neue Richtung zu bezeichnen, für die Partei und Gegenpartei ergriffen wird. In Wahrheit handelt es sich um eine alte Sache, für die man ein Schlagwort gefunden hat. Es ist die moderne Spielart kirchlicher Trivialmusik, die besonders seit der Mitte des 19. Jahrhunderts immer mehr hervortrat. Ebenso wie die Trivialmusik des 19. Jahrhunderts nicht nur etwas Eigenes, sondern auch in hohem Maße verzerrtes Spiegelbild der Kunstmusik ihrer Zeit ist, so gibt es von der heutigen Trivialmusik zahlreiche Fäden zur Kunstmusik der Gegenwart in ihrer ganzen verwirrenden, widersprüchlichen Vielfalt. Man macht es sich zu leicht, wenn man die Musik unserer Zeit auseinanderdividiert in (wertvolle) E-Musik (Ernste Musik) und (leichtgewichtige, wertlose) U-Musik (Unterhaltungsmusik). In beiden Sparten gibt es Gekonntes und Nichtgekonntes. Entscheidend ist aber nicht die äußere Erscheinungsform, sondern die innere Tendenz der Musik.

Faszination der Trivialmusik

Mitte, des vorigen Jahrhunderts kristallisierte sich deutlich die Spaltung der Musik in Kunst- und Unterhaltungsmusik heraus; die Grenzen blieben zwar fließend, doch waren sie vorher weniger deutlich und man unterschied eher zwischen Kunstmusik und Musik, die an außermusikalische Funktionen gebunden war. Die Unterhaltungsmusik des 19. Jahrhunderts wurde weitgehend zu Trivialmusik. Sie ist auch an Funktionen gebunden (Tanz, Unterhaltung im weitesten Sinn), doch betont sie das „Vergnügen“. Das heißt, daß sie ästhetisch keine besonderen Ansprüche stellen durfte. Sie mußte möglichst „eingängig“ sein und dem Gemüt und den Sinnen schmeicheln. Sie durfte nur scheinbar kompliziert sein; sie sollte sich einerseits in der Struktur kunstvoll geben, andererseits aber so leicht durchhörbar sein, daß die kunstvolle Struktur im Grunde entbehrlich und überflüssiges Dekor wurde.

Mit anderen Worten: Banales wurde geschraubt gesagt. Sie setzte ein musikalisches Hören voraus, das sich an „Inhalte klammert und die Formen zur (austauschbaren) Folie herabsetzt, Verarmung bewirkt und zusammen mit den Formen auch die Inhalte zu dürftigen, abstrakten Umrissen schrumpfen läßt. Trivialmusik ist ein Serienprodukt (dessen Entstehung nicht zufällig mit der beginnenden Industrialisierung zusammenfällt. Anm. d. Verf.) Sie darf aus den Grenzen des Gewohnten nicht herausfallen. Zugleich ist sie

aber zur Auffälligkeit gezwungen, um sich abzuheben und im Gedächtnis zu haften. Von kunstvoller Differenzierung unterscheidet sich die banale Akzentuierung (das Auftrumpfen mit Requisiten), durch ihren ornamentalen Charakter. Während Differenzierte sich ohne Zwang aus Einfachem entwickelt, ist der triviale Effekt, der Parvenu unter den Kunstmitteln, daran kenntlich, daß er einem simplen Gebilde aufgeklebt ist, statt es zu durchdringen.“ [1]

Das Gefühlselement wurde in der Trivialmusik übertrieben, trat als isolierter Selbstzweck auf und wurde dadurch zur schmalztriefenden Sentimentalität. Wichtig für die Trivialmusik (auch für den Kunstkitsch) ist, daß sie mit der Mode geht und „up to date“ ist. Nichts ist lächerlicher als die Mode von gestern. Wichtig ist, daß sie ein bequemes Ventil für die psychischen Probleme von heute ist. Das setzt die Trivialmusik in den Gegensatz zur echten Volksmusik, mit der sie sonst manches gemeinsam hat, deren Wesen aber Ungeschichtlichkeit ist; das heißt, sie wandelt sich nur langsam und ist nicht den Tagesaktualitäten unterworfen. Echte Volksmusik ist Ausdruck einer tiefer liegenden psychischen Schicht einer Region, eines Volksstammes, die sich wenig ändert. Das Einfache kann Ganzheit sein. Das Primitive aber ist unvollständig.

Popmusik

Es würde im Rahmen dieser Zeilen viel zu weit führen, die Ursprünge der Popmusik in allen ihren Spielarten, hart oder weich, genau zu untersuchen. Es möge die Feststellung genügen, daß eine ihrer Hauptwurzeln der Jazz ist. Trotz eines bisweilen komplizierten Aufbaus ist sie leicht durchhörbar; eventuelle Kompliziertheiten täuschen Differenziertheit vor, man kann ruhig darüber hinweghören, sie ist Background. Die Popmusik ist zum Teil eine Reaktion auf eine immer abstrakter und unverständlicher werdende moderne Kunst. Für alle Richtungen des Pop kann man sagen, daß ihr gemeinsamer Nenner das bewußte Ansprechen der Psyche ist. Elementares soll freigesetzt werden. Verherrlicht wird ein im Grund exzessiver Lebensstil, durch den man sich von den Zwängen des heutigen Alltagslebens befreien will. Vorwegnehmend sei gesagt, daß ein an sich richtiges Bedürfnis, nämlich *innere Freiheit*, in die falsche Richtung zur Anarchie gelenkt wurde. Befreiung kann niemals Anarchie sein, sondern ist Erhellung, Klarheit, Bändigung des Anarchischen. Der Rausch, gleichgültig ob Alkohol, Sex oder Gefühlsrausch, Hasch etc., die Orgie, führt nicht zur befreienden Ich-Erhellung, sondern zur Ich-Löschung, zu neuen inneren Zwängen, die tiefer sitzen als die äußeren.

In der „Frankfurter Rundschau“ (23.3.1978) schrieb Peter Iden über den Auftritt der Popsängerin Patti Smith unter dem Titel „Schamanin der Raserei“: *„Ist das nun die neue, große, wilde, schöne Freiheit? ... Zwei- oder dreitausend Zuhörer zwischen vierzehn und achtundzwanzig, in den abenteuerlichsten Verkleidungen, aus allen Winkeln ihres normierten Alltags ausgebrochen, geflohen in diese Nacht, an diesen Ort, viele schon in Zuckungen verfallend, wenn sie die Halle betreten, sehr bereit für den Rausch, längst ehe die Smith selbst erscheint. Ein harter, ballender Rock wird härter, ohrenbetäubend, Hasch-Düfte*

dick über den Reihen; die Sitzplätze hatten, stehen nun auf ihren Stühlen, schütteln sich, schreien, für Hunderte in den Gängen ist fast nichts zu sehen, aber auch sie sind in Bewegung, werfen die Arme Bühnenwärts und da ist sie dann wirklich, Patti, reißt das Mikrophon vom Ständer, schreit zurück, schrille, grelle Laute, ausgestoßen von einer dunklen, kräftigen, barschen Stimme, Wörter sind selten zu verstehen, sie breitet die Arme aus, befehlend, bannend, steigert die hysterische Verzückung der Massen, eine Schamanin der Raserei, ihr Körper krümmt sich unter dem Rhythmus der Band. Die Masse geriet außer sich. Visionen der Gewalt, der Vergewaltigung, des sexuellen Exzesses und des Einbruchs pseudoübernatürlicher Kräfte wurden beschworen.“ [2]

Der Berichterstatter schreibt, daß die Gestaltungskraft, kühl besehen, für kaum eine halbe Stunde reichte. Die Anwesenheit des Popidols als solche genügte, um, eine Massennysterie hervorzurufen. Man fragt sich, was da in der Psyche der jungen Menschen vor sich geht; man kann es nicht einfach nur als Jugendexzeß abtun. Dieses exzessive Beschwören anonymer Triebhaftigkeit ist sicherlich „Spitze“. Darunter liegt ein weites Feld verschiedenster Spielarten, die von sanfter „Psychedelic-music“ bis zum harten Punk reicht. Pop sucht Wirklichkeitsbezug als Tanz- und Gesellschaftsmusik, als Ideologie- und Bekenntnissong. Von der Psychedelic-music und vom Bekenntnissong führen direkte Linien zum Sakropop, der sich sowohl als meditative Musik, wie auch als Bekenntnissong versteht.

Sacropop

Die Meditationsmusik verwendet fernöstliche musikalische Elemente (z.B. monotone Wiederholungen kurzer Melodiepartikel) und Zitate aus der großen europäischen Kirchenmusik. Sie assoziiert Versenkung und Sakralität mittels Zitat. Es handelt sich um eine Kopie avantgardistischer Montagetechniken, man macht Musik über Musik. Der Bekenntnissong ist funktionell orientiert und fordert zum Mitmachen auf. (Popmusik tut das an sich nicht, sie ist auf das Zuhören mittels Recorder angelegt. Ihr Wesen ist sonst im allgemeinen „Identifikation durch Zuhören“.) Insgesamt lebt diese Musik von einem stark „affektiven“ Element. Sie scheut bewußt ein „kognitives“ Element, das Mitdenken erfordert und ein Kennzeichen echter Kunst ist.

Die große Kunstmusik (wie die Kirchenmusik der Vergangenheit) wirkt durch sich selbst und bedarf keiner assoziativen Hilfen. Popmusik ist ihrem Wesen nach Musik aus zweiter Hand. Wie in der früheren Trivialmusik verflüchtigen sich die Inhalte. Der Gefühlsreichtum wird zur Sentimentalität, die formale Substanz regrediert, das Bedürfnis nach lebendigem Rhythmus pervertiert zum harten, monotonen Schlag. In der „weichen“ Musik sucht man das „High-werden“, das Erlebnis einer Pseudomystik. Die musikalische Substanz ist „gentle“ (sanft), „soothing“ (beruhigend) und erzeugt Klangnebel, meist elektronischer Art, mit diffuser Konturlosigkeit. Es ist bezeichnend, daß manche der religiösen Jugendsekten sich der narkotisierenden Wirkung der „psychedelic-music“ bedienen.

Argumente und Gegenargumente

Man könnte einwenden, daß auch die Kirchenmusik der Vergangenheit assoziative Elemente hat, z.B. die Meßkompositionen über Chormelodien, Volkslieder der Renaissance und ähnliches. Der Unterschied liegt darin, daß diese die bekannten Themen verarbeitet und umgestaltet, während die Popmusik im wesentlichen nur plakativ zitiert und kaum verarbeitet, zwar verfremdet, aber nicht neugestaltet.

Der gewichtigste Einwand ist, daß das alles mit dem landläufigen Sakropop nicht gemeint sei. Man suche im Grunde nur rhythmisch bewegtere Lieder, die zum Mittun anregen, anstelle der alten „abgedroschenen“ Lieder und die Gitarre sei besser zur rhythmischen Führung geeignet als die statische Orgel. Daran ist etwas richtiges, das aber nicht unbedingt mit Pop zusammenhängt und daher hier ausgeklammert werden muß. Es geht aber nicht um das „Abgedroschen“-werden. - Etwas durch ständigen, unbedachten Gebrauch zu vernutzen ist auf allen Kulturebenen möglich. Es geht um die innere Wahrheit der Lieder, um die Identifikation mit dem Inhalt, um die Kongruenz von Form und Inhalt.

Alles kann abgedroschen werden und wirken, auch das geleierte Vater-unser. Ersetzt man das etwa durch ein weniger abgedroschenes Gebet, das uns „aufmöbelt“? Im allgemeinen kommt niemand auf diese Idee. Ich habe allerdings schon einen Gottesdienst erlebt, in dem eine Mädchengruppe das Vater-unser zu einer schmalzigen Melodie tanzte; „tanzte“ ist zuviel gesagt, es war eine simple Pantomime, die auf die Gläubigen aktualisierend wirken sollte und eher peinlich war. Das Vater-unser ist und bleibt das Gebet des einzelnen Gläubigen, in der Messe gemeinsam gebetet. Das kann nicht durch eine Vorführung ersetzt werden. Es geht gar nicht darum, daß wir von außen aufgemöbelt werden, sondern um die aktive Teilnahme aus uns selbst, ohne Anreiz von außen, genau so, wie wir unser Leben selber leben müssen und uns nicht von außen „leben lassen“ sollen. Dann ist das Gebet des Herrn nicht mehr abgedroschen. Abgedroschen sind wir. Ähnliches gilt für die liturgischen, immer gleichen Formeln und auch für das Lied. Wichtig ist primär, daß die Formel, das Lied, genau den Inhalt ausdrückt, für den es steht. Alles andere ist sekundär.

Aber, so lautet ein neuer Einwand, heißt es nicht in den Psalmen „singet dem Herrn ein neues Lied“? Diese Aufforderung findet sich im Psalter dreimal, hinweisend auf einen jeweils neuen Anlaß, den Herrn zu preisen. Zu meinen, es ginge dabei nur vordergründig um eine Novität, ist unzureichend. Es geht zuallererst um das Singen des innerlich erneuten Menschen, dem eine Heilstat Gottes zuteil wurde; um die „nova creatura“, deren erneuertem Herzen dankbar von selbst ein erneuertes Lied entströmt und nicht um eine Novität aus Abwechslungsbedürfnis. Gerade bei kirchlicher Trivialmusik zeigt es sich, daß sie sich, getreu ihrem Ursprung, schneller abnützt als das wertvolle tradierte Kirchenlied. Die Lieder, die vor zehn Jahren aktuell waren, sind heute fast vergessen, so schnell geht das. (Meist geht es noch viel schneller, da die Generationsgegensätze viel kurzatmiger sind.) Fast alles, was heute rhythmisches Lied heißt, ist seicht in Melodie und Aussage. Ab und zu finden sich bessere Ansätze, aber sie sind eigentlich nicht zum Pop zu rechnen.

Seichtheit kann nie genügen. Es geht auch nicht einfach um das gute „Alte“, sondern um das Echte, das einen zeitlosen Kern in sich hat. Durch diesen Kern haben manche Lieder Generationen überdauert und nicht, weil sie etwa in „bewährter“ barocker Stilistik geschrieben wurden.

Der Sacropop ist eine Herausforderung, derentwegen es nötig ist, sich mit seinen Wurzeln und Wirkungen zu befassen. Eine Musik mit derartigen Tendenzen kann nie Kultmusik werden, denn sie steht in diametralem Gegensatz zum Geist christlicher Liturgie. Auch in Abschwächungen ist das nicht möglich, ohne den Kult innerlich zu verändern, denn die Tendenz der Regression in das unkontrollierte Vorbewußte bleibt erhalten. Kult ist keine Veranstaltung zur religiösen Unterhaltung. Die Ich-Löschung steht im Gegensatz zur Ich-Findung der christlichen Botschaft. Dem könnte entgegnet werden, durch die Ich-Löschung würde erst Platz für Gott. Diese Ich-Löschung, von der die Mystiker sprechen, ist aber nicht identisch mit der Regression in das triebhaft Vorbewußte, das die egoistischen Tendenzen wuchern läßt, sondern ist das gerade Gegenteil davon. „Ihr sollt den Herrn im Geist und in der Wahrheit anbeten“ heißt es in der Bibel.

Befürworter

Die Trivialmusik findet deshalb immer wieder Befürworter, weil es im Klerus Kreise gibt, die neiderfüllt auf die Massenwirksamkeit dieser Musik schielen und naiv glauben, man könne diese Massenwirksamkeit für die Kirche umfunktionieren und hätte dann ein kräftiges Zugmittel zur Hand. Die Befürworter sind auf ihre Weise dem Zeitgeist verfallen. Das „wie“ ist ihnen wichtiger, als das „was“. Daß dabei die christliche Botschaft verflacht wird, wird ihnen gar nicht bewußt, „*man organisiert fröhlich weiter im Glauben an die allein seligmachende Wirkung der Massenaktion*“. [3]

Man macht es wie in der Vulgär-Soziologie, in der man alle Probleme durch Meinungsumfragen lösen möchte. Die Meinung einer ständig manipulierten Masse (z.B. durch die Massenmedien) über den Wert oder Unwert einer Sache ist kein ausreichender Gradmesser in Wertfragen. Sie ergibt nur ein Bild ihrer inneren Verfassung. (In diesem Sinn eines „Zustandsbildes“ benützen auch die politischen Parteien die Umfrageergebnisse, damit sie dann verändernd auf diesen Meinungszustand einwirken können!). Das Vageste und Unsicherste, die flüchtige Meinung und Mode, kann niemals letzte Instanz sein, Diese Fehleinstellung führt zu grotesken Ansichten, wie etwa: Jede Zeit hatte ihre Kirchenmusik, das Mittelalter die Gregorianik, die Renaissance Palestrina, die Aufklärung Mozart usw. und unsere Zeit hat die rhythmischen Gesänge.

Abgesehen davon, daß diesem Gedankengang ein bestürzend primitives Geschichtsbild zugrunde liegt, verrät er dreierlei: Sucht nach „appeasement“, Wertblindheit und eine, in Teilen des Klerus „hüben und drüben“ nicht zu unterschätzende Weltblindheit. Auf das Literarische übertragen hieße diese Ansicht: Die Jahrhundertwende um 1800 hatte Goethe und Schiller und unser Jahrhundert hat den Unterhaltungsroman und die Pornoliteratur. Ich weiß, daß mir mancher

bekümmerte Zeitgenosse zustimmen möchte, aber auch dieses Urteil ist eine unzutreffende Vereinfachung. Die breite Masse las zu Goethes Zeiten auch nicht Goethe und Schiller und unsere Zeitgenossen dies und das und nicht nur ausschließlich literarischen Mist. Wohl aber stimmt es, daß damals wie heute versucht wurde, die Spreu zum Weizen zu erklären. Diese Wertblindheit ist zum guten Teil das Ergebnis taktischer Hilflosigkeit, die in Verbindung mit Weltblindheit zur Anpassungssucht führt. Auch kirchliche Kreise (um die es hier ja in erster Linie geht) verfallen der altbekannten Sucht, sich der Welt anzupassen. Die Bibel warnt aber immer wieder vor der Versuchung, dem „Aion“ zu verfallen. „Aion“ bedeutet sowohl „Welt“ als auch „Zeit“. [4]

Hierher gehört auch eine Feststellung des Tiefenpsychologen C.G.Jung: *„Religiöse Sentimentalität anstatt des Numinosum göttlicher Erfahrung, das ist das wohlbekannte Kennzeichen einer Religion, die das lebendige Geheimnis verloren hat... .“* [3] Auf unsere Problematik bezogen müßte man formulieren: Religiöse Sentimentalität und pseudo-ekstatischer Vitalismus an statt des Numinosum göttlicher Erfahrung, sind das wohlbekannte Kennzeichen einer Religionsübung, die das lebendige Geheimnis verloren hat. Jung hat nur eine Seite der Trivialität bedacht. Die Trivialität hat aber deren zwei: Sentimentalität (egozentrische Gefühlseligkeit) und Brutalität (egozentrischer Vitalismus). Das Ineinander und Oberschwappen dieser Egozentrik schildert ein Bericht vom Auftritt „Ray Charles“: *„In das Getöse, das die völlig außer sich geratenen 9000 im Anschluß an die Nummer veranstalten, schreit Ray Charles die für die Zuhörenden, an europäische Konzertgewohnheiten Angeleglichenen befremdlichen Worte: Ray Charles – the great Ray Charles - a half priest - Ray Charles himself - What a show!... Musik - Narzißmus - echter Ausdruck - Vergötzung durch die namenlose Masse und Show-Geschäft: alles ist hier, wie in der späteren Popmusik, unauflöslich miteinander verquickt.“* [5]

Wieder mag man denken, das seien natürlich Auswüchse, die in der Kirche nicht möglich sind. Ich habe aber einen „emotionellen“ Gottesdienst erlebt. Er begann ganz normal. Mit Hilfe sentimentaler und rhythmisch aufgeputzter Lieder wurde die Erregung langsam aufgeheizt. Die liturgischen Worte nahmen sich in dieser Umgebung wie merkwürdige Fossilien aus. Die Leute „gingen mit“; was wünscht sich der Veranstalter des Gottesdienstes mehr? Ich sage bewußt „Veranstalter“. Gegen Ende des Gottesdienstes betätigte sich der Priester als Oberschamane. Mit ausgebreiteten Armen rief er: „Komm Herr Jesus, komm!“ Das Volk wiederholte den Ruf, der Spieler der Elektronenorgel hämmerte halbverrückt einen immer gleichen schrägen Akkord, die Anrufe steigerten sich bis zur Massenpsychose, dann Ermattung. Man ging mit einem „Erlebnis“ nach Hause. Ein Würdenträger fand in einem solchen fragwürdigen Spektakel „Ein Element echter, christlicher Freude“. Diese Ahnungslosigkeit ist erschütternd. Der pastorale Wert derartiger Emotionswellen ist gering, das weiß man doch aus Erfahrung. Man erinnere sich, daß das gleiche Volk zunächst „Hosanna“ und kurz darauf „Kreuzige ihn“ gerufen hat. Aber die Sucht nach schnellen und breiten „Erfolgen“ treibt manche immer wieder dazu, sich modischer Aktualitäten zu bedienen.

Merkwürdigerweise gibt es immer wieder Theologen, die in seltsamer Blindheit

nicht merken, wohin diese Reise geht. Man muß ihnen zugute halten, daß sie meist von den Wurzeln und dem Getriebe dieser Dinge wenig Ahnung haben. Man hört dann Argumente, wie: Aufgeschlossenheit für die Schöpfung und Leibesbejahung... Rhythmus ist Leben, unser Leben... etc., etc. Lauter Aussagen, die zwar richtig sind, aber leider nicht in diesen Zusammenhang gehören.

Bestürzend ist auch die Blindheit eines großen Teils des Klerus in ästhetischen Dingen. Man betrachtet das Schöne als bloßes Mittel zum Zweck oder fürchtet einen „esoterischen Schönheitskult“. Man hat in der Breite nicht begriffen, daß „Stil“ der Ausdruck einer seelischen Haltung ist und etwas über den inneren, metaphysischen Menschen aussagt. Insoferne gilt die Gleichung: schlechter Stil - schlechte Religion.

Was ist zu tun?

Viele werden mir im Prinzip zustimmen, aber ratlos fragen, was man tun könne. Die Breitenwirkung der Popmusik beruht auf Durchhörbarkeit und Verständlichkeit, Angesprochenwerden und innere Befreiung, die aber in die falsche Richtung umgelenkt werden. Es geht darum, die legitimen Bedürfnisse des hörenden Menschen nicht pervertieren zu lassen und in die richtige Richtung zu lenken. Die Versuche, den Pop „umzutaufen“, haben zwar diese Absicht, werden aber nur äußerlich und mit unzulänglichen Mitteln gemacht. Man muß sich aber im Klaren sein: setzt man die Akzente anders, dann ist das neue Lied kein Pop mehr, der den Hörgewohnheiten der breiten Masse entspricht, aber es könnte dennoch ansprechen.

Ein neues Kirchenlied wird es dann geben, wenn das christliche Leben innerlich soweit erstarkt ist, daß es keiner Anleihen von außen bedarf. Ein gutes Lied läßt sich nicht einfach „machen“; es ist immer ein Geschenk der guten Stunde. Nur eine positive innere Haltung wird das zuwege bringen. Dieses Lied wird dann in keinem inneren Gegensatz zum überlieferten, wertvollen Kirchenlied stehen, denn es drückt das Gleiche in zeitlich veränderter Form aus, was man von den jetzigen poppigen Gesängen nicht sagen kann.

Interessant ist, daß Konzerte mit mittelalterlicher Musik bei Jugendlichen überraschend gut ankommen. Ich meine nun nicht, daß man nach diesen Vorbildern rekonstruierte Lieder schaffen sollte. Ich will nur damit sagen, daß es ein Indiz dafür ist, daß viele Jugendliche ein feines Gespür für Wertvolles haben, wenn es ihnen nicht von vornherein als altmodisch vergraut wird. Es ist ja nicht „die Jugend“, die aus Prinzip Negatives will. Es zeigt sich nur ein schizophrenes Verhalten: einerseits erkennt die junge Generation durchaus die Negativa unserer späten Zivilisation, andererseits läßt sie sich steuern, ohne daß sie es weiß. Bezeichnend ist die Aussage der Marktbeobachtungsstelle eines Schallplattenkonzerns: *„Wenn man es recht bedenkt, sie können uns ja nicht entgehen. Wenn sie das Radio andrehen, haben wir sie schon.“* [5]

Der junge Mensch wird mit Hilfe der Massenmedien in Bereichen manipuliert, die das Vorfeld für andere, durchaus nicht christliche Bereiche sind, in denen dann pseudorationale Haltungen erzeugt werden, die in Wahrheit das Ergebnis einer

emotionalen: Gehirnwäsche sind. Hier hilft nur Aufklärung, nicht Anbiederung.

Es ist ein Unterschied, ob man etwas duldet oder bewußt fördert. - Den Versuchungen, hier mitzumischen, sollte man widerstehen, wenn die Kirche nicht inneren Schaden leiden soll. „Die paar Liederchen werden doch nicht schaden, genau so wenig, wie die frühere Kirchenschnulze“, höre ich als Entgegnung. Erstens schadete die Schnulze auch, aber, zweitens hatte sie keinen solchen Multiplikator wie dies heute Rundfunk, Fernsehen und Schallplatte sind; daher gilt es heute, die Ohren etwas mehr zu spitzen. Was helfen volle Kirchen, wenn der Glaube mißverstanden wird?

Nachwort

Das Problem konnte nur im Grundsätzlichen behandelt werden. Mich stört, nicht erst heute, das falsche „Aggiornamento“ um jeden Preis bei Dingen, die man einerseits für nebensächlich hält, andererseits für wichtig genug, um sich ihrer zu bedienen. Der französische Dichter Paul Claudel sagte: „Auf die Frage des Herrn im Evangelium, ihr seid das Salz der Erde, womit wird man aber salzen, wenn das Salz schal geworden ist?“, antworteten die modernen Christen: mit Zucker!“ Dieses Ersetzenwollen des Salzes durch „zeitgemäßere“ Ingredienzien konnte ich schon früh feststellen. Als ich jung war, meine Heimat Österreich war noch nicht an Großdeutschland „angeschlossen“, wurde es Mode, in katholischen Jugendverbänden neue, „zündende“ Lieder zu propagieren, deren Herkunft aus dem Dritten Reich eindeutig war. Man hatte sie nur etwas umtextiert in der naiven Meinung, auf diese Weise für die eigene Sache vom „Schwung“ profitieren zu können. Auf meine Bemerkung, man wolle von etwas profitieren, worüber man sich noch wundern wird, reagierte man mit erstauntem Unwillen; eigentlich müßte man sagen, mit Ignoranz (im Sinne von Nicht-Wahrhabenwollen). Genau so denken christliche Akteure heute wieder, nur mit anderen Vorzeichen. Ich habe damals protestiert und protestiere heute wieder; insofern ist mein Protest keine Alterserscheinung, ich bin mir in solchen Belangen treu geblieben. Ich halte diese Vorgangsweise des „appeasement“ nach wie vor für fahrlässige Schwäche.

Literatur

[1] Carl Dahlhaus: *Trivialmusik und ästhetisches Urteil*, Regensburg 1967.

[2] Fr. Oberkogler: *Pop-Musik, die Faszination der Jugend*, Wien ohne Datum.

[3] C.G.Jung: *Psychologie und Religion*, Olten und Freiburg 1963.

[4] Die Warnung Christi findet sich in Joh 17,14-16, die der Apostel in Röm 12,2; Eph 5,15; I.Joh. 3,13; Jakob 4,4.

[5] Dörte Hartwich-Wichell: *Pop-Musik*, Köln 1974.